

Der Wappenkundige hört heute immer wieder die gleiche Frage: „Was bedeutet das Wappenbild?“ Es ist eben landläufige Meinung, die Deutung sei die eigentliche Aufgabe der Heraldik. Diese Meinung ist unrichtig. Eine glatte Deutung gelingt nur bei einem kleinen Teil der Hunderttausende deutscher Wappen. Woher das wohl kommt? Es ist ja sicher, daß die Heraldiker ihren Entwürfen einen Sinn unterlegen und vielleicht nach bestimmten Regeln verfahren. Aber die Angehörigen der Heraldiken bildeten abgeschlossene Körperschaften und es ist ein hervorragendes Merkmal solcher mittelalterlichen Berufs-Gesellschaften, daß sie ihre Glieder zur Gehilthaltung der Kunstregeln verpflichteten und daß die Kunstregeln nur mündlich überliefert wurden. Sie sind uns also nur noch zu einem Bruchteile durch mühsames eindringliches Vergleichen von Wappen und Namen, von Wappen und Besitz, von Wappen und Amt, von Wappen und Rechten usw. erschließbar. —

Für uns ist die Heraldik zunächst ein Zweig der mittelalterlichen Kulturgeschichte — hochwichtig für den bildenden Künstler insofern als ihr Gegenstand einen ganz besonderen Schmuck bedeutet, der alle Wendungen des Stils mitgemacht hat von der frühen Gotik bis in die Viedermetzelt. — Sedann — und hauptsächlich ist uns die Heraldik eine Hilfswissenschaft für die Landes-, Stadt-, Familien- und Baugeschichte. Wo geschriebene und gedruckte Quellen fehlen, da redet sehr häufig ein Wappen das entscheidende Zeugnis. Hierfür ein Beispiel: Heller nennt in seiner Geschichte



Liebsberg.



von Lieberg.

der Burg Lieberg (in der Nähe von Bamberg) den Bamberger Schultheißen Heinrich Liebsberger (um 1330) einen Sprossen der Edlen von Lieberg. An sich erscheint diese Abkammerung als wahrscheinlich; denn Lieberg hieß auch Liebsberg und das Bamberger Schultheißenamt lag häufig in adeligen Händen. Aber wir kennen das Siegel Heinrichs. Es hängt an der Stiftungsurkunde des Bamberger Klarissinenklosters und zeigt 3 Eremiten (Morgensterne). Dieses Bild führte die Bamberger Bürgerfamilie Liebsberger oder auch Lieberger, während die Edlen von Lieberg eine rote „Prense“ im Silberschild führten. Heller und alle, die ihn nachschrieben, haben also Unrecht.

Unentdeckt ist die Heraldik für den Genealogen. Er ist ohne ihre Hilfe ratlos, wenn er auf eine Reihe von Geschlechtern trifft, die gleichen Namen sind. Davon kann ich eine wahre „Komödie der Irrungen“ berichten: bei der Suche nach alten Bamberger Geschlechtern fand ich „Haller zu Bischoberg“, „Haller genannt Münzmeister“ zu Bamberg und Nürnberg, Haller ohne Beinamen zu Nürnberg und Bamberg, „Haller von des Traumbarten Geschlecht“ zu Bamberg. Nach langem Zaudern nahm ich an, der Ursitz der Haller sei Bamberg, ein Zweig sei nach Nürnberg ausgewandert, ein Zweig habe in Bamberg fortgeblüht. Da traf ich bei Eidmacher II 156 — Ausgabe von 1601 — auf das Wappen des Geschlechts „Haller genannt Münzmeister“: drei schwarze Eremiten (Morgensterne) im silbernen Schild. Nun war das Bildnis fertig; denn es führte ja, wie schon bei dem ersten Beispiel von dem Augen der Heraldik erwähnt, das Bürgergeschlecht Liebsberger das gleiche Wappen. Ich dachte zunächst an eine Erbtochter aus dem Bürgergeschlechte

Liebsberger, an eine letzte des Geschlechts, die mit ihren Vätern auch Helm und Schild ihrem Vanten aus dem Geschlechte der „Haller genannt Müngmeister“ zugebracht; denn die Haller – das Nürnberger Patriziergeschlecht – tragen den schräglauf liegenden schwarzen Sparren im roten silbernen, hinten roten Schild. Ich hegte auch den an Keperci streifenden Gedanken, Eibmacher könne getrrt haben. Bald darauf sah ich ein Heiligendild, das neben dem Stifternamen „Haller“ ohne Beinamen das Wappen mit den 3 Streifkolben zeigte. Nun wurde der Stoff beiseite gelegt. – Endlich kam die Lösung aller Zweifel durch das zufällige Studium eines Auszugs der „Chronica Bambergensis et de antiquis familiis“. Darin erzählt Günther Müngmeister (um 1400) folgendes: Alle, die die drei Kolben führen, sind eines Geschlechts, obgleich sie Viesperger, Haller, Sampach, Kuchenmeister, Müngmeister heißen. Ehe nämlich Kaiser Heinrich (der Heilige) das Erbt Bamberg gründete, kam mit ihm Konrad von Amberg (sc. nach Bamberg). Seinem Sohn Konrad ward die Münze (sc. des neuen Bistums) übertragen. Dessen zwei Söhne hießen Braun (Bruno) und Konrad. Die Nachkommen Brauns hieß man Braunwars Geschlecht, die des Konrad aber Müngmeister. Braun hatte vier Söhne: Der erste nahm eine von Visberg zur Frau, daher seine Nachkommen heute noch Viesberger heißen. Der zweite Sohn nahm eine Hallerin von Nürnberg, daher nennt man seine Nachkommen Haller. Der dritte Sohn war meines Herrn von Bamberg Kuchenmeister und der Name blieb seinen Nachkommen. Der vierte Sohn wuchs auf in Sampach, davon blieb ihm und seinen Erben der Name Sampach. –

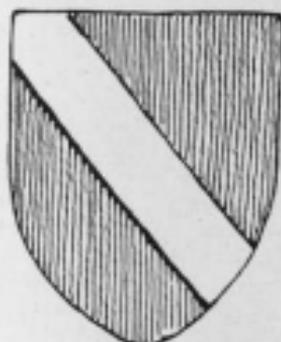
Welch eine Fülle des Wertwärtigen bietet diese Quelle dem Namensforscher, dem Genealogen, dem Heraldiker! Zunächst beweist sie, daß die Bamberg er Haller, dann die Bamberg er und Nürnberger „Haller genannt Müngmeister“ und endlich die Bamberg er „Haller aus des Braunwars Geschlechte“ eines Stammes sind, daß dieses Haller'sche Geschlecht ein von dem Nürnberger Patriziergeschlechte völlig verschiedenes ist; dann daß die Familiennamen der Zweige des aus Konrad von Amberg entsprossenen Geschlechts einmal nach der Herkunft der Frau (Viesperger, Liebsberger), einmal nach dem Familiennamen der Frau (Haller), dann nach dem Amte (Kuchenmeister) und endlich nach dem Erziehungsorte (Sampach) gebildet worden sind. Hier hat man den Beweis, daß es dem Genealogen nur dann möglich ist, Personen mit gleichlautenden Familiennamen bestimmten Geschlechtern zuzuwenden, wenn ihr Wappen bekannt ist. Man hat hier auch ein treffliches Beispiel für den bis um das Jahr 1600 festgehaltenen Grundsatz: Das Wappen ist Einheitszeichen der Geschlechtsgemeinschaft – keineswegs Symbol des Einzelnen. Dieser Satz war ein Ausfluß des hochentwickelten Familienbundes unserer Väter. Die Familie war alles – das Individuum nichts. –

Lange bevor die adeligen Familiennamen erblich waren, sind es die Wappen gewesen. Das sehen wir z. B. an der Familie von der Grän, deren Zweige sich nach den von ihnen erbauten Festen Wildenstein und Reichswalden nannten. Diese drei dem Namen nach sehr verschiedenen Geschlechter dokumentierten ihre Zusammengehörigkeit durch Führung des stangehammten Wappens – des silbernen Schrägalkens auf rotem Feld. Wir sehen es an den hochstädtisch Bambergischen Marschalken, deren Wappen einen roten Schrägalken über drei blauen Querbalken auf Silber zeigt. Sie gehören alle dem gleichen Geschlecht an, ob sie sich Oberr. Kunsstadt, Vichtenfels, Dimerdorf heißen.

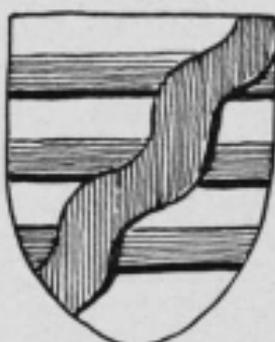
Dennoch gibt es auch hier Ausnahmen. Zum Beispiel: Um 1320 lebte ein Ritter Johannes von Windheim. Eine Person mit ihm ist „Joannes Pflieger miles“ dann „Joannes de Windheim dictus der Voget“ und Johannes Vogt von Salzburg. Die Windheimer führten einen aufgesetzten Windhsd im Schilde, die Vöge von Salzburg führen den gezahnten schwarzen Querbalken auf Silber. Wie kommt Johannes von Windheim zur Führung dreier Familiennamen, warum geben seine Nachkommen ihr altes Wappen auf und nehmen ein anderes an? – Burg-Windheim war der Stammsitz der Familie. Der Name „Pflieger“ deutet entweder auf eine körperliche Eigenschaft oder Gewohnheit des Namensträgers oder er ist nach dem Wappentier geformt, ein Windspiel liegt ja – bildlich ausgedrückt – nur so dahin. Um 1323 wurde dem Johannes von Windheim vom Würzburger Bischof die Vogtei auf der Salzburg verliehen, daher der Beiname „der Voget“. Das Vogteiamt war erblich. Und so nahmen denn Johannes und seine Nachkommen den Namen ihres Amtes als Familiennamen an, nannten sich Voite von Salzburg und führten den gezahnten schwarzen

Querbalken auf Silber, welches Wappen als Amtswappen anzusprechen ist, indes die Blutsverwandten des Johannes den Namen Windheim und das Wandspiel weiter führten. —

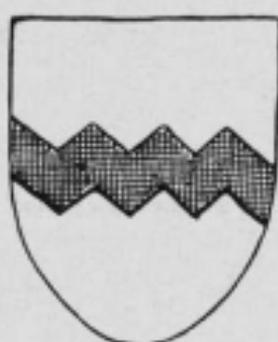
Ein weiteres Beispiel vom Aufgehen des Namens und Wappens: Es ist bekannt, daß die Grafen Henneberg die schwarze Henne stehend auf rotem Dreieck im goldenen Schilde trugen. Sie waren erbliche Schirmvögel der Kirche und Burggrafen zu Würzburg. Der erste dieses Amtes, der mir urkundlich bekannt wurde, ist der in der Fragenreihe eines Stiftungsbriefes vom Jahre 1057 genannte Eberhardus comes nostraeque advocatus ecclesiae. Sein Vrenkel Berthold



v. d. Henne, Hildesheim, Kruppenstein.



Marshallte v. Ober, Kuchelst. u.



Volke v. Gailburg.

erkaufte 1143 von Heinrich von Bodenlaube Schloß und Herrschaft gleichen Namens. Dieser Berthold, der um 1185 „der Stadt (Würzburg) Verwaltung trug“, führte im quergestellten Schilde eben den doppelköpfigen wachsenden schwarzen Adler in Silber, unten das rot-silberne Schach. Warum führt er nicht die Henne? Nach einer Meinung ist das Adler-Schach das Zeichen der Würzburger Burggrafschaft, also Amtswappen; nach einer anderen Meinung ist es das alte ursprüngliche Gräflich-Henneberger, das der Henne weichen mußte. Es dürfte keine dieser



v. Henneberg.

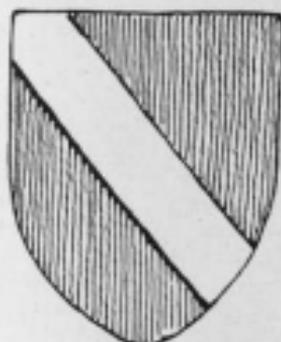


v. Bodenlaube (?).

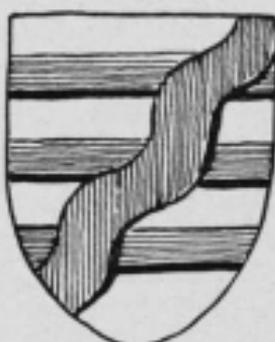
Meinungen richtig sein. Wahrscheinlich hat Berthold das Adler-Schach mit der Herrschaft Bodenlaube **erkauft**; denn auch Wappen konnten gekauft und zu Lehen gegeben werden, weil sie eben als Landchaftszeichen am Grundbesitz haften. Diese Ansicht wird durch die Tatsache gestützt, daß der jüngste Enkel Bertholds, der Minnefänger Otto, dem bei einer Güterteilung unter den Hennebergern die Herrschaft Bodenlaube zugefallen war, sich nicht Otto von Henneberg sondern Otto von Bodenlaube nannte und daß auch er nicht die Henne, sondern das Adler-Schach führte, obgleich er nicht advocatus ecclesiae und auch nicht Burggraf war.

Querbalken auf Silber, welches Wappen als Amtswappen anzusprechen ist, indes die Blutsverwandten des Johannes den Namen Windheim und das Wandspiel weiter führten. —

Ein weiteres Beispiel vom Aufgehen des Namens und Wappens: Es ist bekannt, daß die Grafen Henneberg die schwarze Henne stehend auf rotem Dreieck im goldenen Schilde tragen. Sie waren erbliche Schirmvögel der Kirche und Burggrafen zu Würzburg. Der erste dieses Amtes, der mir urkundlich bekannt wurde, ist der in der Fragenreihe eines Stiftungsbriefes vom Jahre 1057 genannte Eberhardus comes nostraeque advocatus ecclesiae. Sein Vrenkel Berthold



v. d. Henne, Willersheim, Kruppenstein.



Marshallte v. Ober, Rucholtz u.



Volke v. Gailburg.

erkaufte 1143 von Heinrich von Bodenlaube Schloß und Herrschaft gleichen Namens. Dieser Berthold, der um 1185 „der Stadt (Würzburg) Verwaltung trug“, führte im quergestellten Schilde eben den doppelköpfigen wachsenden schwarzen Adler in Silber, unten das rot-silberne Schach. Warum führt er nicht die Henne? Nach einer Meinung ist das Adler-Schach das Zeichen der Würzburger Burggrafschaft, also Amtswappen; nach einer anderen Meinung ist es das alte ursprüngliche Gräflich-Henneberger, das der Henne weichen mußte. Es dürfte keine dieser



v. Henneberg.



v. Bodenlaube (?).

Meinungen richtig sein. Wahrscheinlich hat Berthold das Adler-Schach mit der Herrschaft Bodenlaube **erkauft**; denn auch Wappen konnten gekauft und zu Lehen gegeben werden, weil sie eben als Landchaftszeichen am Grundbesitz haften. Diese Ansicht wird durch die Tatsache gestützt, daß der jüngste Enkel Bertholds, der Minnefänger Otto, dem bei einer Güterteilung unter den Hennebergern die Herrschaft Bodenlaube zugefallen war, sich nicht Otto von Henneberg sondern Otto von Bodenlaube nannte und daß auch er nicht die Henne, sondern das Adler-Schach führte, obgleich er nicht advocatus ecclesiae und auch nicht Burggraf war.

Dafür, daß Wappen zu Lehen gegeben und verkauft werden konnten, einige Beispiele: 1435 — kurz vor seinem Tod hat Otto, der letzte aus dem Schenkengeschlechte der Meissen, seinen Herrn, den Herzog von Oesterreich, das Wappen, das er zu Lehen hat, dem Hans von Eberstorf zu behändigen. Dieser war mit dem Wappen irgend ein Besitz oder Recht verknüpft. — 1364 überließ Erzhinger Kech dem Gdrg von Wellewarth sein Wappen; die Wollwarth führen seitdem den roten Rind in Silber, der früher Eigentum der Kechle war. — 1404 gestattete König Ruprecht dem Johannes Schultheiß jenes Wappen zu führen, das er dem Hermann von Wenzgrent abgekauft hat.

Solche Vererbungen, Verschenkungen, Verkäufe von Wappen waren, wie gesagt, Ausnahmen. In der Regel führen die uradeligen und urbürgerlichen Familien ihre Wappen, die sie vor sechs und siebenhundert Jahren geführt haben, noch heute.

3. Wappedeutung.

Wie im ersten Teil dieser Abhandlung ausgeführt ist, haben zuerst die Hochfreien, dann die Ministerialen und etwa zu gleicher Zeit mit letzteren die Bürger den Wappengebrauch aufgenommen. Diese Wappen waren anfangs sicher freige wählt. Die Deutung ihrer Bilder ist also ausgeschlossen, wir wissen nicht, warum die Kasseh, ein noch heute im Bamberger Gebiet blühendes ehemals hochfreies Geschlecht, die rote Hagerose auf silbernem Querbalken im blauen Felde führten, ebensowenig wissen wir, warum die hochfreien Keiffenberger einen silbernen Turm im roten Felde tragen; wir können den schräggelagerten rot-silbernen Schild der Föritsche von Tharau, die silberne Eichel im Rot der Streitberger nicht erklären; wir können nicht einmal vermuten, warum das Wappen der Kasperger — drei schwarze Streitkolben in Silber —, das der Wehmeister — die schräge schwarz-silberne Feldeinstellung —, das der Kammermeister — 3 schwarze Raben in Silber — aufweist, wenn man das letztgenannte Bild nicht etwa als eine Mahnung für den Kammermeister betrachten will, seines Herren gleiches Gut wohl zusammenzutragen und zu hüten wie ein Kade, aber nicht zu fehlen wie ein Kade. Die genannten Herren-, Ministerialen- und Bürgergeschlechter sind eben sehr alt.



1. Kasseh.



2. Keiffenberger.

Eine eigene, allerdings künstlich gemachte Abtheilung bilden heute die sogenannten „redenden“ Wappen. Künstlich gemacht deshalb, weil man sich — je tiefer man in diesen Stoff eindringt — immer mehr der Uebersetzung nähert, daß eigentlich alle Wappen aus jener Zeit, in der das Wappenzwesen eine geordnete Einrichtung geworden war, ursprünglich „redend“ waren, d. h. daß sie alle ein für die betreffende Familie richtiges Verhältnis — ein Besitz-, Ministerialitäts-, Lehens-, Amts-, Verfassungsverhältnis ausdrückten, oder den Familiennamen rebusartig darstellten.

Weil nun die politischen Entstehungsgründe nicht mehr bekannt sind, weil Zweck und Name des Schildbildes vergessen, weil durch die typisch-heraldische Darstellung der Sinn des Bildes verliert, weil zwischen Namen und Wappen oft nur Ideen- oder Wortklangverwandtschaft vorhanden

Dafür, daß Wappen zu Lehen gegeben und verkauft werden konnten, einige Beispiele: 1435 — kurz vor seinem Tod hat Otto, der letzte aus dem Schenkengeschlechte der Meissen, seinen Herrn, den Herzog von Oesterreich, das Wappen, das er zu Lehen hat, dem Hans von Eberstorf zu behändigen. Dieser war mit dem Wappen irgend ein Besitz oder Recht verknüpft. — 1364 überließ Erzhinger Keld dem Gdrg von Wellewarth sein Wappen; die Wollwarth führen seitdem den roten Rind in Silber, der früher Eigentum der Kelds war. — 1404 gestattete König Ruprecht dem Johannes Schultheiß jenes Wappen zu führen, das er dem Hermann von Wenzgent abgekauft hat.

Solche Vererbungen, Verschenkungen, Verkäufe von Wappen waren, wie gesagt, Ausnahmen. In der Regel führen die uradeligen und urbürgerlichen Familien ihre Wappen, die sie vor sechs und siebenhundert Jahren geführt haben, noch heute.

3. Wappedeutung.

Wie im ersten Teil dieser Abhandlung ausgeführt ist, haben zuerst die Hochfreien, dann die Ministerialen und etwa zu gleicher Zeit mit letzteren die Bürger den Wappengebrauch aufgenommen. Diese Wappen waren anfangs sicher freigewählt. Die Deutung ihrer Bilder ist also ausgeschlossen, wir wissen nicht, warum die Kasseh, ein noch heute im Bamberger Gebiet blühendes ehemals hochfreies Geschlecht, die rote Hagerose auf silbernem Querbalken im blauen Felde führten, ebensowenig wissen wir, warum die hochfreien Keiffenberger einen silbernen Turm im roten Felde tragen; wir können den schräggelagerten rot-silbernen Schild der Föritsche von Tharau, die silberne Eichel im Rot der Streitberger nicht erklären; wir können nicht einmal vermuten, warum das Wappen der Kasperger — drei schwarze Streitkolben in Silber —, das der Wehmeister — die schräge schwarz-silberne Feldeinstellung —, das der Kammermeister — 3 schwarze Raben in Silber — aufweist, wenn man das letztgenannte Bild nicht etwa als eine Mahnung für den Kammermeister betrachten will, seines Herren gleiches Gut wohl zusammenzutragen und zu hüten wie ein Rabe, aber nicht zu fehlen wie ein Rabe. Die genannten Herren-, Ministerialen- und Bürgergeschlechter sind eben sehr alt.



n. Kasseh.



n. Keiffenberger.

Eine eigene, allerdings künstlich gemachte Abtheilung bilden heute die sogenannten „redenden“ Wappen. Künstlich gemacht deshalb, weil man sich — je tiefer man in diesen Stoff eindringt — immer mehr der Ueberyugung nähert, daß eigentlich alle Wappen aus jener Zeit, in der das Wappenswesen eine geordnete Einrichtung geworden war, ursprünglich „redend“ waren, d. h. daß sie alle ein für die betreffende Familie richtiges Verhältnis — ein Besitz-, Ministerialen-, Lehens-, Amts-, Verfassungsverhältnis ausdrückten, oder den Familiennamen rebusartig darstellten.

Weil nun die politischen Entstehungsgründe nicht mehr bekannt sind, weil Zweck und Name des Schildbildes vergessen, weil durch die typisch-heraldische Darstellung der Sinn des Bildes verliert, weil zwischen Namen und Wappen oft nur Ideen- oder Wortklangverwandtschaft vorhanden

weil der Sinn oft absichtlich verhehrt ist, weil Wappen verkauft, veräußert, vertauscht wurden, weil Wappen ausgehobener Geschlechter auf andere vererbt oder anderen verliehen worden sind, darum „reden“ viele nicht mehr, darum erschleicht sich ihr Sinn nur dem in all diese Verhältnisse Eindringenden. So ist z. B. das Bild der Keer, das rotabgeschnuittene Hennenbein farbengewechselt im silber-schwarzen Schild, für den Eingeweihten redend: Die Keer waren Truchseße der Grafen Henneberg, daher der Teil des Henneberg'schen Bildes im Keer'schen Schild.

Durch typische Darstellung verhält ist die „Kede“ des Wappens der Dachsenhausen: Unter rotem Schildhaupt — d. i. ein Dach — vier mal vier schwarz silbern gefochte — d. i. das aus Quadern erbaute Haus.

Ein interessantes Bild ist die Schachfigur „Koch“ oder „Bogt“ geheißen, die so häufig von „Kennern“ für einen Sturmbock gehalten worden ist. Heute heißt die Figur „Turm“. Der Koch spricht die im Namen liegende Kampfzier oder gebietende Gewalt aus, ganz angemessen seiner Tätigkeit und Macht auf dem Schachbrett, so z. B. im Wappen der Keustner, genannt Stürmer, der Fronhofer, der Ringler. —

Einzig redet das Wappen des Nürnbergger Bürgergeschlechts Haug: wachsend aus grünem Dreifberg eine goldene Jungfrau, die einen Spiegel hält, auf rotem Grund. Jungfräulichkeit und Spiegel trübe schon ein Hauch.



v. Stürmer.



Haug.



v. Scheffstahl.

Eigenartig redet das Wappen der Scheffstahl: Ein Mann treibt in fluchtartiger Stellung einen Rachen mit heftigem Ruderschlag durch die Flut, weil er das Schiff — Schiff stahl. —

Das Nürnbergger Bürgergeschlecht Vetter führte das (rotbekleidete und rotbehaute) Brustbild eines Kardinals in Gold. Vielleicht hat der Entwerfer des Wappens an den alten Spruch gedacht „wer den Papst zum Vetter hat, wird leicht Kardinal“. —

Verdrosslich redet das Wappen der Usertl. Es zeigt einen gerätheten Ritter, der dem Beschauer seine hintere Seite zuwendet. Dieses Unrätel wird noch dadurch unterstrichen, daß der Waffengrock fehlt, so daß man die rotbehaute Verlängerung des Rückens sehen kann. Um die Gebärde aber recht plastisch zu gestalten, hebt die unartige Schildefigur auch noch das rechte Bein in die Höhe. —

Vom Besitz redet der Schild der Bamberger Ministerialen Keibock. Sie hatten Eigengüter in und um Tralmeusel auch „Dremuschel“ geheißen. Von daher scheint ihr Wappen — drei schräg gestellte rote Muscheln in Silber — zu kommen. —

Die Nr. 333 der Züricher Wappenrolle zeigt zwei emporgerockte Arme; das Wappen gehört dem Geschlechte Egelmars; der geheime Sinn des Bildes ist: „Eiel merk's!“

Die Sturmleiter der Donop ist für den Plandenschen redend. Sie sagt: „Da hinauf!“ — Eine schwarz-silberne Getreideschaukel in Rot trug die Schlitzenfamen. —

Den rot-silber-schwarzen Schild durch den Schuadenschnitt geteilt führten die Nürnbergger Patrizier Leufel. Das Wappen ist eine heraldisch-typische Darstellung des Aufenthaltsortes des

weil der Sinn oft absichtlich verhehrt ist, weil Wappen verkauft, veräußert, vertauscht wurden, weil Wappen ausgehobener Geschlechter auf andere vererbt oder anderen verliehen worden sind, darum „reden“ viele nicht mehr, darum erschleicht sich ihr Sinn nur dem in all diese Verhältnisse Eindringenden. So ist z. B. das Bild der Keer, das rotabgeschnuittenen Hennenbein farbengewechselt im silber-schwarzen Schild, für den Eingeweihten redend: Die Keer waren Truchseße der Grafen Henneberg, daher der Teil des Henneberg'schen Bildes im Keer'schen Schild.

Durch typische Darstellung verhält ist die „Kede“ des Wappens der Dachsenhausen: Unter rotem Schildhaupt — d. i. ein Dach — vier mal vier schwarz silbern gefacht — d. i. das aus Quadern erbaute Haus.

Ein interessantes Bild ist die Schachfigur „Koch“ oder „Bogt“ geheißen, die so häufig von „Kennern“ für einen Sturmbock gehalten worden ist. Heute heißt die Figur „Turm“. Der Koch spricht die im Namen liegende Kampfzier oder gebietende Gewalt aus, ganz angemessen seiner Tätigkeit und Macht auf dem Schachbrett, so z. B. im Wappen der Keustener, genannt Stürmer, der Fronhofer, der Ringler. —

Einzig redet das Wappen des Nürnbergger Bürgergeschlechts Haug: wachsend aus grünem Dreifberg eine goldene Jungfrau, die einen Spiegel hält, auf rotem Grund. Jungfräulichkeit und Spiegel trübe schon ein Hauch.



v. Stürmer.



Haug.



v. Scheffstahl.

Eigenartig redet das Wappen der Scheffstahl: Ein Mann treibt in fluchtartiger Stellung einen Rachen mit heftigem Ruderschlag durch die Flut, weil er das Schiff — Schiff stahl. — Das Nürnbergger Bürgergeschlecht Vetter führte das (rotbekleidete und rotbehaute) Brustbild eines Kardinals in Gold. Vielleicht hat der Entwerfer des Wappens an den alten Spruch gedacht „wer den Papst zum Vetter hat, wird leicht Kardinal“. —

Verdrosslich redet das Wappen der Usertl. Es zeigt einen gerätheten Ritter, der dem Beschauer seine hintere Seite zuwendet. Dieses Unrätel wird noch dadurch unterstrichen, daß der Waffengrock fehlt, so daß man die rotbehaute Verlängerung des Rückens sehen kann. Um die Gebärde aber recht plastisch zu gestalten, hebt die unartige Schildefigur auch noch das rechte Bein in die Höhe. —

Vom Besitz redet der Schild der Bamberger Ministerialen Keibock. Sie hatten Eigengüter in und um Tralmeusel auch „Dremschel“ geheißen. Von daher scheint ihr Wappen — drei schräg gestellte rote Muscheln in Silber — zu kommen. —

Die Nr. 333 der Züricher Wappenrolle zeigt zwei emporgereckte Arme; das Wappen gehört dem Geschlechte Egelmars; der geheime Sinn des Bildes ist: „Eiel merk's!“

Die Sturmleiter der Donop ist für den Plandenschen redend. Sie sagt: „Da hinauf!“ — Eine schwarz-silberne Getreideschaukel in Rot trug die Schlitzenfamen. —

Den rot-silber-schwarzen Schild durch den Schuadenschnitt geteilt führten die Nürnbergger Patrizier Leufel. Das Wappen ist eine heraldisch-typische Darstellung des Aufenthaltsortes des

Teufels, verjüngt durch den schwarzen Höllenschlund, der daraus hervorbrechenden roten Vohz und weißen Rauchschwaden.

Die Schirmring tragen Dinge zum Schüren im Schild, nämlich drei brennende schwarze Baumstämme wachsend aus schwarzem Dreieck in Gold.

Ein Bildrüfel ist das Wappen der Studenig – verlichen 1465 –. Ihr Mond und ihre Sterne verjüngt bilden die Nacht, bei der man nicht finden kann. –



Studenig.



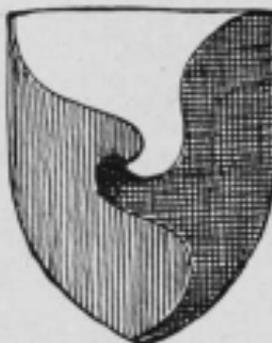
v. Kober.

Ein Geschlecht Fuchs führte eine dickbauchige rote Kanne in Silber: das Bild redet, wenn man weiß, daß diese Fuchse den Beinamen „vom Randenberg“ hatten. –

Weil das fränkische Geschlecht der Etemen seinen alten Namen Bartenau aufgab, darum reden seine drei silbernen Barten (= Velle) in Rot nicht mehr. –

Weil die Malhan früher Hasenkopp hießen, darum schweigen jetzt ihre zwei Hasenköpfe. –

Nach die drei Sterne im Schild der Grafen Gilly schweigen, weil diese sie von den Kärntner Grafen Eerenberg ererbt haben. –



Kessel.



v. Schirmring.

Der quergeteilte Schild der Grafen Rhevenhiller, der im oberen schwarzen Feld eine mit zwei goldenen Eichenblättern besetzte Eichel zeigt, redet vom Besitz des Schlosses Wilsberg bei Willach, das Rhevenhiller erbaut hat. –

Die Sage erzählt von einem Bamberger Ritter in Kärnten namens Otto, daß er den Namen Ungnad erhalten, weil er beim Sturm auf die Feste Schachtenstein (1237) dem ränderischen Burgherrn ohne Gnade den Lebensfaden durchhieb. Die Sage ist ebenso unrichtig wie die bei heraldischen Schriftstellern gefundene Behauptung, daß die Ungnad vor 1237 „Weißewolf“ geheißen hätten;

Teufels, verjählicht durch den schwarzen Höllenschlund, der daraus hervorbrechenden roten Vohz und weißen Rauchschwaden.

Die Schirmring tragen Dinge zum Schüren im Schild, nämlich drei brennende schwarze Baumstämme wachsend aus schwarzem Dreieck in Gold.

Ein Bildrüfel ist das Wappen der Studenig – verlichen 1465 –. Ihr Mond und ihre Sterne verjähnbilden die Nacht, bei der man nicht finden kann. –



Studenig.



v. Kober.

Ein Geschlecht Fuchs führte eine dickbauchige rote Kanne in Silber: das Bild redet, wenn man weiß, daß diese Fuchse den Beinamen „vom Randenberg“ hatten. –

Weil das fränkische Geschlecht der Etemen seinen alten Namen Bartenau aufgab, darum reden seine drei silbernen Barten (= Velle) in Rot nicht mehr. –

Weil die Malhan früher Hasenkopp hießen, darum schweigen jetzt ihre zwei Hasenköpfe. –

Nach die drei Sterne im Schild der Grafen Gilly schweigen, weil diese sie von den Kärntner Grafen Eerenberg ererbt haben. –



Kessel.



v. Schirmring.

Der quergeteilte Schild der Grafen Rhevenhiller, der im oberen schwarzen Feld eine mit zwei goldenen Eichenblättern besetzte Eichel zeigt, redet vom Besitz des Schlosses Wilsberg bei Willach, das Rhevenhiller erbaut hat. –

Die Sage erzählt von einem Bamberger Ritter in Kärnten namens Otto, daß er den Namen Ungnad erhalten, weil er beim Sturm auf die Feste Schachtenstein (1237) dem ränderischen Burgherrn ohne Gnade den Lebensfaden durchhieb. Die Sage ist ebenso unrichtig wie die bei heraldischen Schriftstellern gefundene Behauptung, daß die Ungnad vor 1237 „Weißewolf“ geheißen hätten;

denn es kann durch Urkunden nachgewiesen werden, daß Ottos Vorfahren und Nachkommen von 1168–1646 den Namen Ugnad geführt haben. Aber: Bei Erhebung dieses Geschlechts in den Grafenstand bekam es von seinem Wappen, dem silbernen Wolf in Rot, den Namen Weihenwolf. Redete das Wappen vorher schon bildlich – denn man kann doch das Fehlen jeder Gnadenregung nicht besser ausdrücken als durch das grimme Wolfstier – so redete es nun buchstäblich. –

Die Nürnberger Köpffel tragen den schwarzen wohlgenähtesten Kapann, schreitend auf grünem Berg im goldenen Schild. Der Kapann hieß auch Köpffel oder Koppe. Von der Jagt dieses saftigen Bratvogels gibt der „Koppenhof“ in Bamberg noch Zeugnis.

Auch der Heldensage sind redende Wappen entnommen. So führten die Truchseffe von Alze die Fidel im Schild. Offenbar zur Erinnerung an den kühnen Reden Soller von Alze.

Sechs abgehaucne silberne Hände in Rot führten die Pfäffer Wassischenlein zur Erinnerung an Walter von Aquitanien, dem der grimme Hagen beim Kampf auf dem Wasgenstein eine Hand abschlug.

Es gibt auch eine Menge Wappen, die dann reden, wenn man den vollständigen Namen des Bildes kennt. In Franken nennt man den Sumpfrohrkolben hier und dort „Liesch“. Die Familie Liesch führt ihn im Wappen. In Kärnten heißt die gekochte Hirse „Prein“, die Kärntener Preinberger tragen die Hirsepflanze im Schild. In Schwaben wird der Pfifferling (Pilz) „Röbling“ genannt. Die Röbling führen diesen Pilz als Wappenbild. Für Franken, Sachsen und Basara ist der Hirschkäfer im Schilde der Schröder redend. Er redet aber auch im Wappen der Tiroler Teufel. War er doch beim Volke das Teufelstier, der „Donnergugi“, das bei vernichtenden Unwettern erschien, wie es Scheffel im „Eckhart“ so anschaulich geschildert hat.

Zum Schluß dieses Abschnittes sei noch einmal hervorgehoben, daß es nur bei einem verhältnismäßig geringen Teil der Unmenge von Wappen gelangt, sie einwandfrei und reiflos zu deuten.



Siebenundzwanzig Franzosen in einer fränkischen Schmiede.

Siebenundzwanzig Franzosen
 In einer fränkischen Schmieden;
 Der Schmied soll die Säbel fegen,
 Sie lassen ihm keinen Frieden.
 Siebenundzwanzig Franzosen,
 Sie haben anderthalb Säbel,
 Die andern hat ihnen genommen
 Ein russischer Feldwedel.
 Siebenundzwanzig Franzosen,
 Der Schmied ist voll Verdruß,
 Er deutet auf sein ruhiges Schurzfell,
 Und schreit: Ruß! Ruß! Ruß!

1814.

Siebenundzwanzig Franzosen,
 Da fangen sie an zu zappeln;
 Sie denken, Ruffen sind draußen,
 Sie hören die Pferde schon trappeln.
 Siebenundzwanzig Franzosen,
 Zur Thür hinaus und fort,
 Und lassen zu seinem Lohn dem Schmied
 Die anderthalb Säbel noch dort.
 Siebenundzwanzig Franzosen,
 Die Säbel behält der Schmied
 Und schmiedet auf die Franzosen
 Beim Feierabend dies Lied.

Friedrich Rückert.



Kleine Beiträge zur Volkskunde.

Fränkische Volkslieder. Seit mehreren Jahren hat sich der Verein für bayerische Volkskunde und Mundartforschung in Würzburg zur besonderen Aufgabe gestellt, die Volkslieder des Frankenlandes zu sammeln. Sein Bestreben ist, alle Volkslieder, die in den drei fränkischen Kreisen gesungen werden und bekannt sind, aufzuschreiben und sie in einem „Fränkischen Liederbuch“ der Öffentlichkeit zu übergeben. Bei einem großen Teil des fränkischen Volkes hat dieser Plan freudige Anteilnahme gefunden, und das bisher eingesandte Liedermaterial beweist ebenso das Interesse der Franken an der Sache wie auch den Liederrichtum der fränkischen Lande. Diese Lieder haben Jahrhunderte hindurch Herz und Mut der Voreltern erfreut, sie erhoben und getröstet; sie sind der beste Ausdruck des Seelenlebens unseres Volkes. Es ist höchste Zeit, daß sie gesammelt werden, da sonst erhebliche Gefahr besteht, daß sie ganz zugrunde gehen.

Deshalb richten wir an dieser Stelle an alle Franken und besonders an die Oberfranken dringende Bitte, alle die gesungenen und überhaupt noch bekannten Lieder aufzuschreiben und an uns einzusenden. Erfahrungsgemäß sind Wald- und Fluhgebiete besondere Pflegstätten des Gesanges, und so kann kein Zweifel sein, daß gerade in Oberfranken für die fränkische Liedersammlung unerschöpfliche Quellen von sehr wertvollem Liedermaterial vorhanden sind. Auch sind die bisherigen Einsendungen von Oberfranken recht gering. Helfe doch jeder mit, ein Werk zu schaffen, das unserm Frankenvolk auf die fernsten Tage hinaus zur Ehre gereicht. — Zur Sammlung selbst bemerken wir folgendes:

1. Wir sammeln alle Lieder (geistliche und weltliche), die in Franken gesungen werden, die Lieder, welche das Volk als sein Eigentum betrachtet. Der Einsender überlasse uns die Einweisung auf die Beurteilung, ob ein Lied „fränkisch“ ist oder nicht, sende aber alle erreichbaren

larisation nahm am 28. November 1802 der letzte Fürstbischof Georg Karl Freiherr von Sehenbach Abschied von seinem Lande, das bayerisch wurde.

Im Jahre 1806 wurde Würzburg dem Großherzog Ferdinand von Toskana zugewiesen und am 28. Juni 1814 zum zweitenmal bayerisch.

Nach Schilderung der allgemeinen Lage komme ich zum besonderen Teile der Ortsgeschichte und zwar zunächst zu einer kurzen Darlegung der örtlichen Verhältnisse.

Die Markung grenzt nördlich an Zeubelried, Erlach und Kaltenfondheim, südlich an den Main, westlich an Frickehausen und Segnitz und östlich an Kitzingen. Die ganze Markung war versteint. Die Flur umfaßt 752 Hektar und zerfällt in Distrikte, die eigene Flurnamen führen. Den eigentlichen Erwerbszweig bildet der Weinbau, der so lange besteht, als der Ort bekannt ist, und allezeit sorgfältig gepflegt wurde. Daß das Sulzfelder Gewächs 1644 sehr gesucht war, habe ich bereits erwähnt. Uebrigens fand noch ein älteres Zeugnis, inhaltlich dessen am 12. November 1528 bei dem Jubiläum des Grafen Johannes von Rieneck neuer Sulzfelder Wein auf der Tafel stand. Durch das Schriftchen (1905) des Syndikus Dr. Rittel ist weiter festgelegt, daß der Weinbau daselbst keine Einbuße erlitten hat. Mit dem Weinbau im innigsten Zusammenhange steht das Recht jedes Inwohners, sein eigenes Gewächs vom Zapfen auszuschneiden, zu welcher Zeit des Jahres es ihm beliebt. Der fruchtbaren Markung entspricht der Stand des Ackerbaues. Daß die Grundbesitzer von Sulzfeld nicht zurückgeblieben sind, ist selbstredend. Klee und Kartoffel, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Sulzfeld eingeführt wurden, haben dazu wesentlich beigetragen. Mit dem Ackerbaue Hand in Hand geht die Viehzucht.



Wappen von Sulzfeld.

Die bergige Lage und der Mangel an ausreichenden, guten Wiesen sind der Viehzucht zwar nicht förderlich, doch waren die Einwohner auf diesem Gebiete nicht müßig. Im ersichtlichen Aufblühen befindet sich der Obstbau. Schon frühzeitig wurden Frucht bäume in Sulzfeld gesetzt, aber erst der Obstbauverein hat Leben in diesen wichtigen Zweig der Landwirtschaft gebracht, der zugleich einigen Ersatz bei dem Ausfalle der Weinernte bietet.

Gewerbe und Handel lagen in alter Zeit darnieder. Bei dem unzulänglichen Umfange der Markung und bei der starken Belastung des Ackerbaues reichte jedoch der Grundbesitz für das ziemlich stark bevölkerte Dorf nicht hin. Das veranlaßte einen Teil der Einwohnerschaft, ein Gewerbe zu treiben. Außerdem gab es in Sulzfeld einige Steinbrüche, die Bausteine lieferten. Dagegen existierte in dem bedeutenden Weinorte im Jahre 1844 noch keine Weinhandlung. Bis zum Jahre 1744 gab es auch keine Zünfte in Sulzfeld; auf Bitten der Gewerbetreibenden wurden sie in einer Hammerzunft vereinigt. Im Jahre 1781 bestanden Zünfte für die Büttner, Schneider, Schreiner, Schuster, Linnhner, Weber, Zimmerleute.



Sulzfeld. Zalterturm von innen.

Nach der Volkszählung 1910 hatte Sulzfeld 910 Einwohner und 219 Wohngebäude. — Die Einwohner waren frei, soweit sie Untertanen des Hochstifts bildeten. Gleichzeitig hatten die Grafen von Rieneck ein Recht auf Land und Leute zu Sulzfeld. Am 2. Oktober 1376 verkauften sie um 4000 Pfd. Heller das Recht über sie an den Bischof Grafen Gerhard von Schwarzburg und sein Stift in Würzburg.

Die Gemeindeverfassung war im Mittelalter jene einer einfachen Dorfgemeinde. Doch hat das sich geändert. Schon der Revers, den im Jahre 1528 Schultheiß, Bürgermeister, Rat und ganze Gemeinde dem Fürstbischöfe Conrad von Thüngen ausstellten, trägt äußerlich die Bezeichnung Markt. Ebenso das Regeß, welches der Urkunde beiliegt. Die Gerichts- und Dorf-

ordnung des Fürstbischöfs Julius vom 20. Februar 1584 spricht im Letzte ebenfalls vom Marktflecken Sulzfeld. Der Fürstbischöf Joh. Phil. von Schönborn erließ im Jahre 1665 eine neue Stadt- und Gemeinde-Ordnung daselbst. Demnach wird es richtig sein, daß Sulzfeld seit jener Zeit ein Markt war; als solcher kommt es noch 1803 im Regierungsblatte für Kurbaiern vor. An der Spitze der Gemeindeverwaltung stand in ältester Zeit der Amtschultheiß, dem der Bürgermeister, 8 Ratsverwandte, die Viertelmeister und der Ratschreiber sich angeschlossen. Alle diese Personen wurden von den Rats- und Gerichtsverwandten vorgeschlagen und von der vorgesetzten Behörde bestätigt. Amtschultheiß, Bürgermeister, Ratschreiber waren befoldet. Die Wahl geschah auf Lebensdauer. Über einen Rücktritt hatte die vorgesetzte Stelle zu befinden.

Nach Auflösung des Hochstifts traten die Vorsteher an deren Stelle und seit 1. Juli 1869 der Bürgermeister. Sulzfeld war nicht Sitz einer Cent, sondern gehörte nach Kitzingen. Dr. Knapp führt es bei der Cent Westheim auf, zu welcher es zwei Schöffen stellte. In Sulzfeld selbst bestanden das alte Stadt-, Dorf-, Peters-, Mahl- und Hefegericht, die unter Leitung des Obervogtes oder des Amtschultheißigen gehegt wurden und nach dem Sulzfelder Saalbuche in solchem allen alter und neuer Polizeiordnung gemäß sich zu halten hatten.

Als Sitz verschiedener Behörden hatte Sulzfeld Staatsgebäude. Dazu gehörten 1. das fürstbischöfliche Kellereihaus, das im Jahre 1559 gebaut und im 18. Jahrhundert umgebaut wurde; 2. die Kellerei des Domkapitels, welche die Jahrzahl 1570 trägt; 3. die Behntschauer, die zur Aufnahme der Behntfrüchte